

THEMA

Philosophie

Das Ich und die anderen

Über die Pluralität im eigenen Selbst

»Ich ist ein anderer ...« Die berühmte Formel des französischen Dichters Arthur Rimbaud (1854–1891) bleibt aktuell. Rimbaud notierte sie 1871 im Alter von nur 17 Jahren in einem Brief an seinen Freund Georges Izambard, um ihm auf diese Weise die Zerrissenheit seiner aufkommenden künstlerischen Identität mitzuteilen. »Die Leiden«, so Rimbaud in besagtem Brief, »sind enorm, aber man muss stark sein, als Dichter geboren sein, und ich habe mich als Dichter erkannt. Es ist überhaupt nicht meine Schuld. Es ist falsch zu sagen: ›Ich denke.‹ Es sollte besser heißen: ›Ich werde gedacht.‹ – Entschuldigen Sie bitte das Wortspiel ...«

Arbeit an der Sprache

Wie die von Rimbaud eingeführte Sprachakrobatik deutlich macht, spricht die poetische Sprache stets durch diejenigen hindurch, die sie verwenden. Dabei lässt sie die Beziehung von Subjekt und Objekt unscharf werden. Wer schreibt, leidet gelegentlich daran, den durch die Sprache angestrebten Sinn nicht vollständig zu erreichen. Er setzt sich der Kraft einer vorgegebenen symbolischen Ordnung aus, die seine eigene Endlichkeit übersteigt. Dementsprechend ist auch Rimbauds, unter offensichtlichen »Leiden« gefundene, poetisch-melancholische Selbstdiagnose (»Ich ist ein anderer...«) eher unzeitgemäß. Im selben Jahr 1871 proklamiert Otto von Bismarck im Pariser Schloss Versailles das Deutsche Kaiserreich und mit ihm, in seinen eigenen Worten, »die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes«. Rimbaud deterritorialisiert stattdessen die poetische Identität seiner eigenen Dichter-Community ins psychoästhetische Niemandsland. Wo ich ein »anderer« ist, gibt es womöglich gar keine (nationale) Einheit mehr festzuklopfen, die sich gegen ihr Fremdes abgrenzen müsste.

Die lyrische Sprache eröffnet für Rimbaud vielmehr unablässig neue Territorien des Sinns, die sich aus den ihnen vorab zugeteilten Gebieten in die Fremde entfernen. Nicht zufällig sollten seine Schriften zum Vorbild des Surrealismus und des Expressionismus werden, die in den ihnen je eigenen Weisen die Einheit einer rationalen Subjektivität in Frage stellen. Das Denken wird hier nicht mehr als rein aktiver Prozess gefasst, wie das folgende Zitat deutlich macht: »Ich bin Zeuge des Aufblühens meines Gedankens:«, so Rimbaud. »Ich betrachte ihn, ich höre ihm zu: Ich setze den Bogen an – Die Symphonie bewegt sich in der Tiefe oder kommt auf die Bühne gesprungen.«

Trennung der Zeit

Bereits Immanuel Kant hatte sich in seinem Hauptwerk *Kritik der reinen Vernunft* (1781) die philosophischen Zähne an der Widersprüchlichkeit eines »Ich denke«, ausgebissen, das seiner Auffassung nach »alle meine Vorstellungen muss begleiten können«. Nur in der Zeit, so Kant, das heißt, in der Form eines fluid-variativen Mediums, wird die unbestimmte Existenz des »Ich bin« überhaupt bestimmbar. Schon während man sich fragt, wer man ist, ist Zeit verstrichen, die im Zweifelsfall neue Möglichkeiten bereitgestellt hat, die Schlüssigkeit der eingenommenen Perspektive zu destabilisieren. Denn das »Ich denke«, von dem Kant spricht, affiziert immer auch die Zeit selber, in der es sich vollzieht. Es bestimmt auf diese Weise die Existenz eines Ich, das sich in der Zeit verändert und in jedem Augenblick einen charakteristischen Bewusstseinsgrad aufweist. Es ist ein passives Ich, das die Veränderungen in der Zeit erfährt. Das Ego (*Je*) hingegen, das Rimbaud mit dem »anderen« gleichsetzt, ist ein Akt (»Ich denke«), der aktiv die Existenz bestimmt (»ich bin«), sie aber lediglich in der Zeit als die Existenz eines passiven, rezeptiven und sich verändernden Ich bestimmen kann, das sich nur in der Tätigkeit seines eigenen Denkens repräsentiert. Das aktive »Ego« und das passive »Ich« sind somit durch eine Linie der Zeit voneinander getrennt, die sich beide zugleich unter der Bedingung einer fundamentalen Differenz aufeinander beziehen lässt. Die Existenz kann Kant zufolge niemals als die eines aktiven und spontanen Seins bestimmt werden. Sie ist vielmehr die eines passiven Ich, das sich das aktive Ego, als einen anderen vorstellt, durch den es affiziert wird. »Ich

ist ein anderer« und »Ich werde gedacht«, schreibt Rimbaud dementsprechend in seinem Brief. So als sei sein Denken ein Instrument, das nur dann erklingen kann, wenn seine Saiten von einem Bogen angestrichen werden.

Kontinuierliche Modulationen

In gewisser Weise geht Kant in seiner philosophischen Weitsichtigkeit noch radikaler vor, als es Rimbauds lyrisches Ich für möglich gehalten haben wird. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis ist bei Kant zwar noch vorhanden. Es wird aber verdoppelt durch das Verhältnis von ›Ego‹ und ›Ich‹, das – um erneut in musikalischen Termini zu sprechen – einer unablässigen Modulation und keinem festgelegten Formguss mehr ähnelt. Durch das Gespielt-Werden des Bewusstseins verändert sich auch das gespielte Gesites-Instrumentarium und mit ihm die Bedingung der Möglichkeit einer weiteren Gedankenproduktion.

Politische Aktualität

Politisch betrachtet hat das, was Rimbaud und Kant vorausdenken, Konsequenzen, die in ihrer Aktualität wohl kaum zu überbieten sind. Darin zeigt sich zugleich ihre Kraft wie die Notwendigkeit, bestehende Ideen aus Kunst und Philosophie in den tagpolitischen Diskurs offensiv miteinzubeziehen. Wie Rimbauds »Ich« ist auch die Welt, in der wir leben, fraglos in unablässiger Veränderung begriffen, was uns mit immer neuen Komplexitätsslagen konfrontiert. Das erzeugt Angst, die gelegentlich trotzig mit der Forderung beantwortet wird, »endlich Farbe zu bekennen« oder »Stellung zu beziehen«. Eine Position muss her! So wurde bei den im Rahmen vergangener Landtagswahlen der jüngeren Zeit abgehaltenen Talkrunden von Protagonist:innen gewisser Parteien von einem vermeintlichen »Volksouverän« fabuliert, der die etablierten Parteien von nun an vor sich »hertreiben« würde. Es sei endlich Zeit zu handeln. Solche Aussagen und die sprachliche Schlichtheit, mit der sie vorgetragen werden, machen deutlich, wie groß der Druck in der Gesellschaft angewachsen ist. Ein gekränkter kollektiver Narzissmus scheint sich hier orientierungslos aufzubauen, um in vorschnellen Forderungen nach Einheit, Ausgrenzung und vermeintlich überfälligen »Maßnahmen« Halt zu suchen. Als künstlerische Hochschule fordert uns

das heraus. Wir müssen die Pluralität unserer künstlerischen Praxis stark machen und die Vielheit und gesellschaftliche Relevanz, die aus den von uns verwendeten Materialien spricht.

Alternativlos beschränkt

Die sogenannte *Alternative für Deutschland*, auch »AfD« genannt, fällt jüngst besonders weit hinter das zurück, was Kant und Rimbaud uns als kulturelles Erbe hinterlassen haben. Sie hypostasiert unermüdlich ein präsenzverliebtes nationalistisches ›Ich‹, das seine tiefsitzende Verunsicherung in der fragwürdigen Sicherheit eines ›hier und jetzt‹ notdürftig beruhigen konnte. Der Wunsch nach Einheit und Identität im angegriffenen Selbst und die insgesamt toxische Erzeugung einer mit diesem verbundenen schlüssigen Weltwirklichkeit, treibt so manche Wähler:innen in die Hände von einfältig gestrickten Parolen. Die Welt existiert dann genau genommen gar nicht mehr, bzw. nur bis zum eigenen Gartenzaun, und alles, was als fremd und bedrohlich erscheint, muss aus diesem engen Gehege ausgeschlossen werden. Wie lässt sich hier künstlerisch und politisch intervenieren? Welche Mittel stehen uns zur Verfügung, diese Spirale des Populismus zu unterbrechen?

Die Kraft der Fremdheit

Das Fremde ist anders. Es entgeht der unendlichen Wiederholung des mit sich selbst Identischen. Das Fremde ist Abstand, Grenze und Alterität. Es ermöglicht die Öffnung auf das Unbekannte. Das Fremde lässt sich dementsprechend nicht kategorisieren, vereinnahmen oder objektifizieren. Darin besteht seine künstlerische Kraft. Die geteilte Präsenz des musikalischen Klangs beispielsweise spricht in jedem Moment von einer Virtualität eines ›zwischen‹, das sich identitätslogisch nicht ergreifen lässt. Im Klang teilt sich die Zeit (mit) und somit auch diejenige seiner Rezipient:in. Dem künstlerischen Subjekt, wie Rimbaud es beschwört, hat sich somit immer schon etwas mitgeteilt, was ihm nicht Bedeutung werden kann: ein Überschuss gleichsam, der sich im Sein zu anderen anzeigt und doch von ihm nicht absorbiert werden kann. Die Frage nach dem politischen oder ästhetischen Sinn empfängt ihre Möglichkeit immer schon von einem anderen, das jedoch nicht eigens thematisiert werden kann. Es

bleibt ein blinder Fleck, eben weil es anders, weil das Ich »ein anderer« ist. Es ist Ausdruck einer möglichen Welt.

TEXT **BENJAMIN SPRICK**

Benjamin Sprick unterrichtet ab dem Wintersemester 2024/25 als wissenschaftlicher Mitarbeiter *Angewandte Philosophie* und *Ästhetik* an der HfMT. Im MalerSaal des Deutschen Schauspielhauses Hamburg moderiert er zudem in der Spielzeit 2024/25 eine eigene Gesprächsreihe mit dem Titel *Im Keller der Metaphysik* [<https://schauspielhaus.de/im-keller-der-metaphysik>]